Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag des „Jüdischen Echo“: München, Herzog Maxstr 4 — Redaktion: Helene Hanna Cohn, München.



Nummer 8 **München / 4. Jahrgang** **23. Februar 1917**

Religion und Staatsbürgertum.

Unter dieser Überschrift schreibt Dr. Wilhelm Wahl, Professor an der Universität Berlin, in der „Vossischen Zeitung“:

„Im gegenwärtigen und zukünftigen Staate kann nur die Tüchtigkeit über die Bekleidung von öffentlichen Ämtern entscheiden. Das schließt nicht aus, daß im Einzelfalle, wo sachliche, örtliche oder persönliche Umstände es erfordern oder nahelegen, auf die Konfession des Stelleninhabers Rücksicht genommen werde. Das ist aber ein anderes, als der Anspruch auf rechenmäßige Beteiligung der Konfessionen. Mit der grundsätzlichen Verhältnisänderung von Staat und Kirche hat er seinen Rechtsboden verloren. Er entbehrt auch der religiös-christlichen Berechtigung. Er verwendet die Religion als Mittel für politische Zwecke. Er ist in jeder Hinsicht zu bekämpfen und abzulehnen.

Ebenso grundsätzlich ist die Einmischung der Rassenfrage in das Problem der staatsrechtlichen Parität abzuwehren. Wohl weiß ich, daß gerade hier Prinzipien und Tatsachen sich besonders hart stoßen können. Aber trotzdem und vielmehr eben deshalb ist der Grundsatz scharf und rein festzuhalten. Über die heutige deutsche Judenfrage überhaupt kann und will ich mich hier nicht verbreiten. Es ist darüber in der „T. R.“ vom 16. Jan. von einem der besten und ehrwürdigsten Deutschen ein Artikel veröffentlicht worden, der auch in Dem, der nicht überall zustimmen kann, jedenfalls den Eindruck unbefangenen Sinnes und feiner Beobachtung zurückläßt und über die Hauptgesichtspunkte der Frage orientiert. Ich beschränke mich auf ein paar Worte über die Parität an Universitäten. Mit Zahlen operiere ich absichtlich nicht. Denn eben diese Methode verschiebt und verschleiert den Standpunkt, von dem aus allein die ganze Frage richtig gewürdigt werden kann. Unterstelle ich die Richtigkeit einer aufgestellten Rechnung, daß jüdische Privatdozenten und Professoren in auffallend rascher Weise zugenommen hätten, so ist die aufsteigende Zahlenreihe doch im wesentlichen der folgerichtige äußere Ausdruck innerlich wirksamer Faktoren und Kräfte, d. h. hier der Ausdruck einer gesteigerten Beteiligung des Judentums an den gerade den Universitäten eigentümlichen Aufgaben und Erfolgen der Wissenschaft. Wäre die Zunahme aus anderen Gründen zu erklären, so träfe dafür die Verantwortlichkeit die Universitäten selbst und die Unterrichtsverwaltung, jedenfalls nicht das Judentum. Ist aber die Tatsache einer regen und erfolgreichen wissenschaftlichen Betätigung von Juden richtig und unbestreitbar, so haben Universitäten und Unterrichtsverwaltung ihre Pflicht und Schuldigkeit getan, wenn sie dem Aufstieg tüchtiger Kräfte nicht um der Religion willen ein Hindernis bereitet haben. Im übrigen sind die Verhältnisse in den beteiligten Fakultäten und hinwiederum zwischen den Fakultäten und akademischen Instituten verschieden. Würde ein Institutsdirektor unter geflissentlicher Zurücksetzung gleich oder besser befähigter Anwärter seine Assistenten lediglich um der Stammesgenossenschaft willen wählen und bevorzugen, so würde er natürlich zu tadeln sein, er hätte seine Zuständigkeit unwissenschaftlich und unparitätisch mißbraucht. Innerhalb der Fakultäten sind aber stärkere Garantien gegen Mißbrauch der Parität geboten. Die medizinischen Fakultäten nehmen wieder eine gewisse Sonderstellung ein. Der Anteil der Juden steht unter den allgemeinen Bedingungen ihrer Beteiligung am ärztlichen Stande überhaupt. Die Angliederung ungewöhnlich zahlreicher Extraordinarien und Privatdozenten mit dem Professortitel erklärt sich teilweise aus dem Bestreben, durch die Professur der Praxis eine Empfehlung und einen stärkeren Rückhalt zu geben. Das kommt aber bei Christen und Juden vor und bringt den Universitäten insolange keinen Schaden, als der wissenschaftliche Dienst an ihnen nicht vernachlässigt wird. Um groben Mißbrauch zu verhüten, hat z. B. die Berliner medizinische Fakultät beschlossen, daß, wenn ein Privatdozent auf ergangene Aufforderung für zwei Semester keine oder eine verspätete Anzeige von Vorlesungen eingereicht hat, sein Recht, bei der Fakultät zu lesen, erloschen ist. Daß die Prophezeiung, der erste jüdische Ordinarius werde in zehn Jahren fünf und mehr andere Juden nach sich ziehen, in manchen deutschen Fakultäten sich bewahrheitet habe, habe ich nicht feststellen können und will auch keine weitere Mühe darauf verwenden. Denn wäre es der Fall, so würde ich vom Universitätsstandpunkte aus die Berechtigung oder Nichtberechtigung dieses Erfolges doch nicht unter dem Winkel der Judenfrage sondern lediglich danach beurteilen, ob durch den Zuzug der fünf oder mehr Juden der Wissenschaft, der Lehre und dem Ruf der Fakultät eine Bereicherung zuteil geworden ist oder nicht. Es ist undenkbar, daß die christliche Minorität einer Fakultät vergewaltigt würde. Die Fakultäten haben nicht zu berufen, sondern vorzuschlagen. Bei ihren Vorschlägen haben sie nicht nur den Gelehrten und Lehrer, sondern auch die persönlichen Verhältnisse anzusehen. Dabei können sie an Konfession und Religion nicht vorbeigehen. Es wäre aber eine Verletzung ihrer wissenschaftlichen Pflicht, wenn sie lediglich um dieser beiden willen einen Vorschlag, sei es machen, sei es unterlassen wollten. Überaus an-

stößig ist mir dabei auch die Unterscheidung von getauften und ungetauften Juden. Die Mechanik dieser Unterscheidung greift unvermeidlich in ihren letzten Wirkungen zerstörend und verwirrend in das Heiligtum der Gewissensfreiheit ein. Einen wissenschaftlich verdienten und für ein akademisches ordentliches Lehramt auch im übrigen einwandfreien Mann bloß deshalb auszuschließen, weil er, ob getaufter ob ungetaufter, Jude ist, geht nicht nur gegen das geschriebene Reichsrecht, sondern auch gegen die noch viel höher stehende ungeschriebene Gerechtigkeit.

Als Jurist kann und darf ich in diesem ganzen Fragengebiet nur den grundsätzlichen Standpunkt vollkommener Unbefangenheit einnehmen. Als Politiker muß ich wünschen und empfehlen, daß die staatsrechtliche Parität endlich aufhöre, ein Streitpunkt zwischen liberaler und konservativer Staatsauffassung zu sein; denn sie ist in Wahrheit nicht Parteisache, sondern eine Frage menschlicher Gerechtigkeit. Als Deutscher hoffe ich, daß die, die aus dem Felde heimkehren und mitberufen sein werden, das neue Vaterland zu bauen, auch im öffentlichen Leben der Heimat trennende Hindernisse der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung nicht weiter gelten lassen werden, die ihnen fremd waren, als sie Schulter an Schulter kämpften, bluteten und siegten.

Die Wanderunterstützungsfrage.

„Wenn dein Bruder verarmen wird, und seine Hand sinkt neben dir, so erhalte ihn aufrecht, daß er nicht zu Boden sinke, daß er lebe neben dir und dem drohenden Verderben nicht preisgegeben sei."

Vor kurzem (s. Nr. 2 des „Jüd. Echos") erschien ein Aufsatz der Vorsitzenden des „Jüdischen Frauenbundes" Frl. Bertha Pappenheim - Frankfurt a. M. über das Thema: „Ein Verband für jüdisch-soziale Arbeit". Der dort geforderte Zusammenschluß aller deutschen Juden zur Lösung gemeinsamer jüdisch-sozialer Aufgaben ist in orthodoxen Presseorganen auf heftige Gegnerschaft gestoßen. (S. Nr. 2 des „Israelit" und Nr. 1 der „Jüdischen Monatshefte" von Rabbiner Dr. P. Kohn-Ansbach.) Die ganze z. T. recht traurig geführte Preßfehde hat deshalb mein Interesse erweckt, weil ich weiß, daß sich außer Pappenheim schon mehr Juden, auch solche gesetzestreuer Richtung, mit der Umgestaltung der Wanderunterstützung in eine nützliche Einrichtung beschäftigt haben. Ich nehme diese Spezialfrage heraus und betrachte sie vorläufig unter dem Gesichtswinkel der drei von mir genannten Zeitungsartikel. Pappenheim fordert Bekämpfung des Wanderbettels, Bekämpfung der fahrlässigen Wohltätigkeit und Gewährung von Unterstützungen nach volkserzieherischen Grundsätzen, Zentralisation des Armenwesens unter praktischer und finanzieller Mitwirkung und Mitverantwortung der Gemeinden. „Um deren Wirksamkeit zu erhöhen, ist die Einbeziehung der Vereine, Anstalten und Stiftungen als ein Fürsorgerat des Armenwesens besonders für die großen und mittleren Gemeinden nötig".

Ich will versuchen, dieser Auffassung durch praktische Vorschläge auf Grund theoretischer Erwägungen, die wiederum aus der Praxis des Lebens geschöpft sind, näher zu kommen. Einen Satz der Pappenheimschen Abhandlung muß ich herausnehmen: „Daß eine religiöse Wohltat eine soziale Missetat werden kann, wenn man gewisse Versteinerungen und Willkürlichkeiten, die sich gebildet haben, und die das Licht des Geistes, der die Guttat verlangt, verdunkeln, wenn man sie nicht aus dem Wege räumt, ist vielen Wohlmeinenden heute noch nicht ausreichend zum Bewußtsein gekommen." Daß dieser Satz gerade auf obigem Gebiete zu Recht besteht, will ich beweisen. Vielleicht kann ich damit die mir unbekannten Schreiber der zwei oben skizzierten gegnerischen Artikel versöhnlicher gegen die Pappenheimschen Vorschläge stimmen.

Sehen wir uns die Wanderunterstützung etwas näher an: In einer Kreisgemeinde von 300 Seelen waren die Ausgaben hierfür vom 1. VIII. 1913 bis 1. VIII. 1914 beinahe 1000 Mark hoch, im Kriegsjahr 1915/16 waren es nicht einmal 400 Mark. Auch während des Krieges nahm der Wanderunterstützungsverein von ca. 60 Familien im Monat rund 60 Mark ein. Da diese Summe nicht ganz verausgabt wurde, hat sich ein größeres Ersparnis in Form eines Bankguthabens gebildet. Die vielen durchwandernden Bedürftigen aus dem Osten (besonders Rußland) sind eben schon beinahe 3 Jahre ausgeblieben. Die jetzigen Klienten der Kasse wohnen in Deutschland, wenige in Österreich. Wenn wir den Satz von 1 Mark auf eine spendende Familie nehmen (per Monat), so erhalten wir für ein Jahr auf alle jüdischen Familien Deutschlands berechnet, über eine Million Mark. Bisher hat beinahe jede jüdische Gemeinde durch ihre eigene Unterstützungskasse die Durchwandernden beschenken lassen. Viel von dem gegebenen Gelde blieb unterwegs; bei manchen Nehmern, die periodisch wieder erscheinen, kann man annehmen, daß alles unterwegs ausgegeben wird. Die höchste Stufe der Wohltätigkeit im Sinne unseres großen Lehrers Maimonides, den Armen wieder zu beruflicher oder wirtschaftlicher Selbständigkeit zu bringen, ist auf diese Art wohl selten nur erreicht worden. Dagegen sind die Kassen auch mißbraucht worden, da man einem Fremden die Richtigkeit seines Passes schwer beweisen kann. Dieses Geben an Ortsfremde hat nach meinen Erfahrungen in einer Kleinstadt das Mißliche an sich, daß es Schwindeleien Tür und Tor öffnet und das Vertrauen der Spender zur Praxis der Zedokoh untergräbt. In einigen Wochen sind mir an einem kleinen Ort zwei Fälle bekannt geworden. Von meinem früheren Wohnsitz sind mir unerquickliche Verhöre und Szenen vor der Kasse noch in Erinnerung. Wer historisch denkt, kann sich auch sagen, daß in den Zeiten als es keine Eisenbahnen gab, diese Art der Unterstützung, wohl auch in Form von Naturalien, eine dringende und gerechte Sache war. Heute, im Zeitalter der Post und des Verkehrs ist dieser Weg, der die persönliche Vorstellung des Armen in hunderten von Ortschaften nötig macht, für diesen entwürdigend und für die Gabe selbst unwirtschaftlich, da das Reisen an sich Geld verschlingt. So sieht die in praxi überlieferte Form des jüd. Zedokoh aus, auch wenn der „Israelit" gerade die diesbezügliche Pappenheimersche Kritik nicht gelten lassen will. Vom überlieferten Ideal der T h e o r i e hat sich die Praxis leider weit entfernt. Ich bilde mir ein, dennoch kein schlechterer gesetzestreuer Jude zu sein, wenn ich in diesem Punkte verlange, daß die Praxis sich wieder mehr dem Ideal des Maimonides anpaßt. Und deshalb bitte ich zu erwägen:

Die Kriegszeit mit ihrer geringen Inanspruchnahme der Kassen läßt eine Umgestaltung am

ehesten zu. Es müßte jeder Unterstützungsverein die Frage der Zentralisation der Gelder und die Organisierung der Unterstützung von einer Zentrale aus beraten. Dann müßten die zahlenmäßigen Unterlagen über die Höhen der Jahreseinnahmen der Vereine gesammelt werden. Außerdem wären folgende konkreten Vorschläge zu erwägen: Jede Gemeinde wählt ein Berufsberatungskomitee, das die Kassenämter in Beratungsämter umwandelt. Diese stehen wieder mit den städtischen Arbeitsämtern in Verbindung. Können Berufe oder Arbeiten bei Ortsansässigen vermittelt werden, so können hier Darlehen unterstützend eingreifen. Die hiefür nötigen Gelder werden von der Zentrale überwiesen. Da die Zentrale so an jedem Ort die Kassen zu ihren speziellen Funktionären umwandelt, so wird für den Inländer das Umherreisen unnötig. Für die Ausländer nun wäre festzustellen, welche Eisenbahnknotenpunkte von ihnen beim Überschreiten der Grenze gerne zuerst berührt wurden. Dort müßten auch Beratungsstellen als Filialen der Zentrale wirken. Neue Kosten für diese Einrichtungen dürften deshalb nicht in großer Höhe entstehen, weil die Büros der jetzt bestehenden Kassen nur umgewandelt werden müßten. Es wäre aber auch denkbar, daß die Grundsätze dieser neuen Beratungsstellen in Polen und Österreich zur gleichen Zeit aufgegriffen werden und zu ähnlichen Gründungen führen, die unter Umständen von der Zentrale in Deutschland ideelle oder materielle Förderung erfahren könnten. Daß die Regierungen solchen auf wirtschaftliche Ertüchtigung von Staatsangehörigen zielenden Maßnahmen Schwierigkeiten bereiten könnten, ist kaum anzunehmen. Wird erst die Umwandlung der Unterstützungskassen, die natürlich auch über die Möglichkeiten der Unterbringung von Armen in Krankenhäusern, Anstalten für Epileptiker u. a. von der Zentrale unterrichten werden, überall bekannt, so läßt das unwirtschaftliche Wandern von selbst nach. Nur ist es vor allem nötig, daß die Unterstützungsvereine hiezu Stellung nehmen. Sollte sich hiezu keine andere Stelle melden, so wäre ich zur Sammlung der einzelnen Beschlüsse bereit. Darnach müßte eine Delegiertenversammlung aller Unterstützungsvereine (wenigstens der größeren) tagen, wozu natürlich auch schriftliche Zustimmungserklärungen von kleineren Gruppen genügen, die der praktischen Durchführung die Hand bieten. Was die Bedenken des „Israelit" gegen die Vereinigung von Orthodoxen und Neologen zu gemeinsamer sozialer Arbeit anlangt, so müßten wir uns alle grundsätzlich darüber einig sein, daß die Arbeiten der neuen Organisation den Gesetzen der Thora entsprechen.

Gunzenhausen. Joseph Wolff.

Methoden und Kapitalbedarf jüdischer Kolonisation in Palästina.

Das unter obigem Titel als Nr. 3 der Nationalfonds-Bibliothek soeben erschienene Buch (110 S.) von Ing. Agr. Jacob Oettinger ist zweifellos das gediegenste Buch, das über die jüdische Kolonisation in Palästina bisher erschienen ist. Es ist das Buch, das die Stunde fordert. Der Weltkrieg hat in unsere Arbeit in Palästina unerwartet eine so tiefe Zäsur hineingebracht, daß wir mit Recht eine Periode des Kolonisationswertes — die Kindheitsperiode — als abgeschlossen und alles, was nach dem Kriege entstehen wird, als eine neue Periode betrachten können. Rückblick und Ausblick drängen sich deshalb von selbst auf. Da ist es kein Wunder, daß viele Männer, deren Tätigkeit in Palästina der Krieg unterbrach, die unfreiwillige Muße benutzen, um das Fazit aus dem bisher Geschaffenen zu ziehen und ein Programm für die Zukunft aufzustellen. In Palästina erscheinen zurzeit unter der Redaktion des Agronomen J. Wilkansky wertvolle Monographien in hebräischer Sprache über einzelne Zweige der Landwirtschaft, die über viele heißumstrittene technische Fragen Aufklärung bringen. Das Oettingersche Buch unterscheidet sich hievon dadurch, daß es die jüdische Kolonisation als Ganzes einer kritischen Darstellung unterzieht und einen Plan für die zukünftige kolonisatorische Arbeit entwirft. Für eine solche Schrift ist Oettinger wie kaum ein anderer berufen. Er kennt die jüdische Kolonisation in Rußland, Argentinien und Palästina aus jahrzehntelanger Tätigkeit und hat sein ganzes Leben den Problemen der jüdischen Kolonisation gewidmet. Was speziell Palästina anbelangt, so hat er bereits vor etwa 15 Jahren im Auftrage der Chowewe Zion die jüdischen Kolonien in Palästina besucht und darüber einen sehr lesenswerten Bericht erstattet; außerdem war er vor Kriegsausbruch ein Jahr lang für das Palästina-Amt in Jaffa landwirtschaftlich tätig. Zu dieser wichtigen Kenntnis von Tatsachen kommt die Ruhe und Vorsicht seines Urteils und die Klarheit und strenge Systematik der Darstellung, welche sein Buch über andere Bücher herausheben und seine Lektüre so genußreich machen.

Oettinger unternimmt es in dem Buch, wie er selbst in der Einleitung sagt, „die bisher in Palästina angewendeten sowie in anderen Ländern gegenwärtig gebräuchlichen Methoden der landwirtschaftlichen Kolonisation kurz zu charakterisieren. Es werden sodann gewisse Grundsätze aufgeführt, die bei einer kolonisatorischen Tätigkeit einzuhalten sind. Daraufhin folgt die Berechnung des Kapitalbedarfs für einzelne in Palästina mögliche Wirtschaftstypen. Diese Berechnung bildet die Grundlage für die Ermittlung der für den Ausbau ganzer Koloniegebilde notwendigen Aufwendungen. Zuletzt wird der Versuch gemacht, den gesamten Kapitalbedarf für eine planmäßige landwirtschaftliche Kolonisation in Palästina während der nächsten Periode unserer Siedlungsarbeit bei der einen oder anderen Konstellation zu veranschlagen." Oettinger hält folgende Wirtschaftstypen für möglich:

1. Betriebstypus mit überwiegender Getreideproduktion (auf 200 bis 250 Dunam) mit einem erforderlichen Gesamtkapital von 27 200 Frs;

2. Betriebstypus mit überwiegender Futtermittel- und Milchproduktion (auf 100 Dunam) mit erforderlichem Gesamtkapital von 22 700 Frs;

3. Betriebstypus überwiegender Baumpflanzenkultur (auf unbewässerten 75 Dunam) mit Gesamtkapital von 28 650 Frs;

4. Betriebstypus mit überwiegender Baumpflanzenkultur (auf bewässerten 40 Dunam) mit Betriebskapital von 41 300 Frs;

5. Betriebstypus mit überwiegender Gemüseproduktion (auf bewässerten 20 Dunam) mit erforderlichem Gesamtkapital von 13 600 Frs;

6. Betriebstypus der Arbeiterheimstätte (auf 20 Dunam unbewässerten oder 5 Dunam bewässerten Boden) mit einem gesamten Kapital von 5000 Frs.

Während Oettinger bei dem Betriebstypus Nr. 1 (vorwiegender Ackerbau) nur einen Reinertrag von 1,9 Prozent des Anlagekapitals berechnet, sieht er bei den anderen Betriebstypen eine Rentabilität von durchschnittlich 10 Prozent voraus. Oettinger verlangt mit Recht, daß eine Kolonie nicht weniger als 100 zu verschiedenen Betriebstypen gehörige Kolonisten umfassen soll und gibt drei verschiedene Kolonie-Schemata:

1. Kolonie mit vorwiegendem Getreidebau (Betriebstypus 1);

2. Kolonie mit Vorwiegen der gemischten Wirtschaft — Milchwirtschaft, Baumpflanzungen, Getreidebau (Betriebstypus 2);

3. Kolonie mit Vorwiegen der bewässerten Baumpflanzungen (Betriebstypus 4).

Die gesamten Kosten für die Anlage einer Kolonie von 100 Kolonisten nach jedem der 3 Schemata berechnet er im Durchschnitt auf ungefähr 2,5 Millionen Francs, wovon er einen Teil durch die Ansiedler selbst, einen Teil durch Nationalfonds und Agrarbank, einen Teil von nationalkulturellen Institutionen aufgebracht wissen will. Über die zukünftigen Ansiedlungsmöglichkeiten sagt Oettinger: „Man kann sich wohl vorstellen, daß, wenn in den ersten drei Jahren einer neuen Siedlungstätigkeit die Gründung von drei neuen planmäßig ausgebauten Hundertfamilienkolonien gelingt, es daraufhin dazu kommen kann, daß in den folgenden 3 Jahren je 2 solcher Kolonien pro Jahr nachfolgen werden, dann je 3, je 4 usw. Jede Serie neuer Koloniegründungen wird für eine größere nächstfolgende Serie Propaganda machen. Bei der Annahme einer Progression von 1×3, 2×3, 3×3, 4×3 würden im Laufe von etwa 12 Jahren 30 neue jüdische Siedlungen mit einer anfänglichen landwirtschaftlichen Bevölkerung von 3000 Familien oder 12 000 bis 15 000 Seelen entstehen. Außerdem würden durch dieselben wohl etwa 30 000 Juden anderer Berufsarten ins Land herangezogen werden. Was solche Zahlen für die landwirtschaftliche Besiedlung Palästinas bedeuten, welcher hohe Wert in der Schaffung von 30 jüdischen neuen Zentren für die wirtschaftliche Erschließung des Landes und für das Wachsen seiner jüdischen Bevölkerung liegt, kann man an der schon gegenwärtig großen Bedeutung der bestehenden Kolonien ermesen. — Um neue 30 größere Kolonien nach den oben skizzierten Schematen ins Leben zu rufen, wären aus verschiedenen Quellen im Laufe von 10 bis 12 Jahren ungefähr 77,5 Millionen Francs aufzubringen. — Es ist aber sehr wohl denkbar, daß das Tempo der jüdischen Besiedlung Palästinas ein viel schnelleres sein wird als oben angenommen.“ Oettinger nimmt an, daß in Palästina ohne Schwierigkeit und ohne Schädigung der jetzigen landwirtschaftlichen Bevölkerung 100 000 Familien = 50 000 Seelen (in 776 Dörfern) angesiedelt werden könnten, und daß die Kosten dieser Ansiedlung sich auf ungefähr 2 Milliarden Francs belaufen würden.

In manchen Punkten kann man natürlich anderer Meinung sein als Oettinger. So sehe ich z. B. den Typus des reinen Getreidebauern als unmöglich an, so wünschenswert an sich — darin stimme ich Oettinger vollständig bei — dieser Typus ist. Die Gründe sehe ich einmal darin, daß der Sprung von dem osteuropäischen Stadtjuden zum palästinensischen Getreidebauern zu große Anforderungen an die Körperkraft, Geduld und Entbehrungsfähigkeit stellt und deshalb — von wenigen Ausnahmemenschen und Ausnahme-Bedingungen abgesehen — mißlingt. Sodann ist aber die geringe Rentabilität (Oettinger selbst berechnet sie auf nur 1,0 Prozent) eine fast unübersteigbare Schranke. Es ist möglich, daß beide Hindernisse im Laufe der Zeit wegfallen, daß mit der Entwicklung der allgemeinen wirtschaftlichen und Verkehrsverhältnisse in Palästina der Getreidebau weniger primitiv und ermüdend, andererseits rentabler wird. Aber für die Gegenwart — und gerade für diese gilt ja Oettingers Programm — müssen wir die Schaffung des Getreidebauern leider noch als verfrüht bezeichnen. Übrigens entsprach diese Stellungnahme im großen und ganzen auch den klimatischen Bedingungen Palästinas. Diese machen es für Baumpflanzungen hervorragend geeignet; im Getreidebau wird es dagegen hinter den Ländern der großen Ebenen immer zurückstehen. Wir sehen deshalb zurzeit nur in dem Pflanzer, in dem Kolonisten mit gemischter Wirtschaft (Ackerbau und Pflanzungen), in dem kleinen Gemüsebauern und in dem Häusler mögliche und existenzfähige Betriebstypen.

Die Anlagekosten, die Oettinger für die einzelnen Betriebstypen voraussieht, mögen vielen als recht hoch erscheinen. Ich halte sie eher um 25 Prozent zu niedrig angesetzt.

Auf Einzelheiten einzugehen, in denen man anderer Ansicht sein kann als Oettinger, ist hier nicht der Ort. Das jüdische Kolonisationswerk in Palästina ist noch so sehr im Flusse begriffen, daß etwas ganz festes und endgültiges darüber noch nicht gesagt werden kann. Alles hat seinen Wert und seine Wahrheit nur nach Maßgabe der fortschreitenden Erfahrung. So wie Oettingers Buch auf den bisherigen Erfahrungen in Palästina und besonders auf den Erfahrungen der letzten 10 Jahre beruht und ohne diese Erfahrungen nicht hätte geschrieben werden können, so werden neue Erfahrungen auch sein Buch korrigieren. Ich glaube, Oettinger würde nichts als fehlerhafter ansehen, als wenn man sein Buch als die Bibel der jüdischen Kolonisation ansehen wollte, die der Weisheit letzten Schluß gebe. Oettinger hat in mustergültiger Weise die Resultate der bisherigen Erfahrungen gezogen. Das wird ihn hoffentlich nicht hindern, nach 10 oder 20 Jahren sein Buch auf Grund neuer Erfahrungen neu zu schreiben. Es ist gewiß richtig, daß man aus landwirtschaftlicher Kolonisation in anderen Ländern auch für die jüdische Kolonisation in Palästina vieles lernen kann. Aber man darf nicht vergessen, daß darüber hinaus diese jüdische Kolonisation ein Problem sui generis ist — durchaus einzigartig nach den körperlichen und geistigen Eigenschaften der anzusiedelnden Menschen, nach den administrativen und rechtlichen Verhältnissen in dem zu

besiedelnden Lande, nach der Bedeutung dieser Kolonisation für das ganze jüdische Volk. Keine andere Kolonisation in irgendeinem Lande und Volke kann uns eine vollständige Analogie zu unserer Kolonisation geben. Wir müssen zum allergrößten Teile erst durch eigene Erfahrungen in Palästina lernen, was uns frommt und was uns schadet, was für uns möglich und was für uns unmöglich ist.

Dem Buche ist eine hübsche kleine Karte Palästinas mit den jüdischen Kolonien beigegeben, die nur insofern zu berichtigen ist, als zwischen Nablus und Jerusalem keine Eisenbahn besteht und zwischen Jerusalem—Hebron—Berseba keine Bahn im Bau ist. Dagegen gibt es auf diesen Strecken jetzt gute Landstraßen. R.

Bei den ausgewiesenen Juden in Sibirien.

Von S. Goldenberg.

Die evakuierten Juden wurden bekanntlich nach Sibirien verschickt. Die Leiden dieser Ausgewiesenen sind größer als die aller anderen Ausgewanderten oder Verschickten. Die vor den deutschen Heeren geflüchteten Juden hatten wenigstens Zeit, etwas von ihrem Hab und Gut mitzunehmen und erhielten das Recht, sich einen Wohnplatz zu wählen, während aber die von der Regierung Evakuierten keinen Anspruch auf diese Vergünstigung hatten. Ganze Städte und Städtchen wurden innerhalb 2—3 Stunden entvölkert, die Juden durften nichts mit sich nehmen und über ihren zukünftigen Wohnort wurde ihnen keine Entscheidung gelassen. Sie wurden zuerst von Litauen oder Polen in andere Gouvernements innerhalb des Ansiedlungsrayons ausgewiesen, und als sie von den jüdischen Gemeinden eine Unterkunft erhalten und sich von der beschwerlichen Reise kaum ausgeruht hatten, mußten sie laut neuer Verordnung den weiten Weg nach Sibirien antreten.

Der erste Befehl, nach Sibirien auszuwandern, traf im September 1915 die Juden, die sich im Poltawer Gouvernement während des Krieges angesiedelt hatten; es waren etwa 50 aus Litauen ausgewiesene Familien, denen hauptsächlich die sibirische Gouvernementsstadt Irkutsk als Wohnort angewiesen wurde. Die jungen Leute mußten den weiten und beschwerlichen Weg mit der bekannten russischen „Etappe", die älteren mit der sibirischen Eisenbahn 4. Klasse zurücklegen. Immerhin war es noch ein Glück für sie, daß man sie gerade nach Irkutsk ausgewiesen hatte.

Hier hatte man vor kurzem eine „Gesellschaft zur Förderung der Gesundheit unter den Juden" gegründet, die unter den sibirischen Juden Geldmittel für das Petersburger jüdische Kriegshilfskomitee gesammelt hatte. Die telegraphische Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der nach Irkutsk verwiesenen Juden erweckte die innigste Teilnahme der jüdischen Bevölkerung, die von den schrecklichen Leiden der russischen Juden durch die hier stark verbreitet russisch-jüdische Presse genügend unterrichtet war. Die Irkutsker Wohltäter begnügten sich nicht nur damit, ihren armen Brüdern einen würdigen Empfang zu bereiten, sondern sie setzten sich sofort mit den jüdischen Einwohnern der umgebenden Städte in Verbindung und schickten Vertreter dorthin, um in der ganzen Gegend Unterstützungskomitees zu gründen. Dadurch fanden die nach Sibirien ausgewiesenen Juden eine gutorganisierte Hilfe vor. Ganze Häuser wurden vom Hilfskomitee gemietet, jüdische Küchen wurden eingerichtet, warme Kleider zum Schutz gegen die sibirische Kälte angeschafft usw. Ferner wurden von den ansässigen Juden Arbeitsvermittlungs- und Informationsbüros mit Kreditanstalten eingerichtet, um den Emigranten die Möglichkeit zu verschaffen, sich allmählich von der Wohltätigkeit unabhängig zu machen. Eine Wohnungskommission sorgte für die Beschaffung billiger und gesunder Wohnungen für die Juden in verschiedenen Stadtteilen, so daß im Verlauf eines halben Jahres von den drei vollgepfropften Komiteehäusern nur noch eines benutzt zu werden brauchte. Die Arbeitsvermittlungsbüros verschafften arbeitsfähigen Juden Beschäftigung teils bei Privaten, teils in den russischen Munitionsfabriken. Die Handwerker fanden Arbeit in ihrem Fach. Das Informationsbüro hat die zerstreuten jüdischen Familien nach Möglichkeit gesammelt und die Arbeitslosen auf eigene Kosten in andere Städte verschickt, wo ihnen Arbeitsgelegenheit geboten wurde. Die Kreditanstalten schufen Mittel für die kleinen Händler, die für ihren Beruf in Sibirien keine besondere Konkurrenz zu befürchten haben.

Da die russische Regierung die Massenverschickung der Juden nach Sibirien eingestellt hat, und zu den 3—4000 jüdischer Familien keine weiteren hinzugekommen sind, konnten die jüdischen Hilfsgesellschaften ihre ganze Kraft diesen Emigranten zuwenden und es ihnen nach und nach ermöglichen, sich selbst ihr Brot redlich zu verdienen.

Der eingewanderte Jude hat das Bild der rein russischen Städte in Sibirien, die bisher außer politischen Verbannten kein Jude betreten durfte, geändert. Mit ihrer eigenen Tracht, haben sie ihre eigenen Gebärden, ihre jüdische Sprache, jüdische Gefühle und Gedanken mitgebracht. Jede Gruppe der Ausgewiesenen wirkt auf ihre dem Judentum entfremdete Umgebung in der Richtung einer Wiederbelebung des Gottesdienstes und des Judentums. Die orthodoxen Juden haben die Belebung der sibirischen Synagogen begonnen. Die ausgewiesenen Rabbiner fingen an, Bibel und Ritualgesetze zu lehren, und viele widmen sich täglich dem Talmudstudium.

Tritt man jetzt in eine der sibirischen Synagogen ein, die früher leer standen und höchstens an den Samstagen einige Besucher hatten, so glaubt man sich in ein litauisches Städtchen versetzt: im Vorraum lauscht das Publikum den Sagen der Hagada und Mischnah, während aus dem Innenraum das Gemurmel der Talmudlernenden ertönt. Erst beim Eintreten in das zweite Zimmer erkennt man, daß man sich nicht in Litauen, sondern in Sibirien befindet: Neben dem Rabbiner, der den Talmud vorträgt und ein paar bärtigen Einwanderern findet man schon rasierte sibirische Juden, die mit dem Rabbiner über die Talmudauslegung diskutieren, und man weiß nicht worüber man sich mehr wundern soll, über den Rabbiner, der es nicht verschmäht, in der Gesellschaft der dem Judentum Entfremdeten sich über Talmudfragen zu unterhalten, oder über die rasierten, modern gekleideten Juden, die einst der Jeschibah den Rücken gekehrt haben, später nach Sibirien verschickt wurden, und jetzt wieder der süß-melancholischen Melodie von „Omar Abaje" lauschen. Die Erweckung des jüdischen Lebens in Sibirien hat schon ihre Wirkung auf das junge Geschlecht

der sibirischen Juden ausgeübt. In den Bibliotheken der literarischen Gesellschaft hat man die jüdischen Bücher vom Schimmel gereinigt und sie ihrem ursprünglichen Zweck zugeführt. Die Volksschulen, welche die Sibirier für die Kinder ausgewiesener Juden gegründet hatten, wurden im jüdischen Sinne reformiert, und in den Ferienkolonien begegnen wir den Kindern der eingesessenen sowie der eingewanderten Juden, wie sie sich gegenseitig unterrichten, die einen in der jüdischen, die anderen in der russischen Sprache. Zwischen den Emigranten befinden sich auch energische Persönlichkeiten, die dem Organisationssinn der sibirischen Juden Wärme und Innerlichkeit hinzufügen. Die Ausgewiesenen haben von den ansässigen Juden große materielle Unterstützung erhalten und haben ihnen dafür mit geistigen Gütern gelohnt.

Skizzen aus Litauen, Weißrußland und Kurland.*)

Viel ist bereits über das Land geschrieben worden, das unsere Truppen in siegreichem Sturme den Russen abgerungen und das als das Reich Hindenburgs und Ludendorffs seit mehr denn Jahresfrist unter deutscher Verwaltung steht. Die Schriften häufen sich, in denen darüber polemisiert wird, wie es dort werden soll, verständnisvolle Vorschläge werden gemacht, und bei der noch weitverbreiteten Unkenntnis dieser uns fast fremden Welt mit ihrem Gemisch merkwürdiger Menschen übereilte und falsche Urteile gefällt.

Ein Werk hebt sich aus der Fülle der Literatur über den Osten hervor, das nichts weiter will, als uns zeigen, wie es dort ist. Zwei Künstler haben sich zusammengefunden, um — ein jeder in seiner Ausdrucksform — diese Länder und ihre Bewohner zu schildern, uns in Wort und Bild in diese seltsame Welt einzuführen und ein Erinnerungswerk zu schaffen, auf dem der Abglanz dieser gewaltigen Zeit des Kampfes und Wiederaufbaues ruht.

60 Steinzeichnungen hat der Berliner Radierer Hermann Struck, der als Landsturmmann im Felde steht, gesammelt, zu denen Herbert Eulenberg den Text verfaßt hat. Der bildende Künstler und der Dichter haben dieses Werk geschaffen, das insofern noch von besonderem Interesse sein dürfte, daß es in der Druckerei des Oberbefehlshabers Ost gedruckt und dem verdienstvollen Organisator deutscher Kulturarbeit im Osten, Exzellenz Ludendorff gewidmet ist.

Land und Leute ziehen da vor unserem Auge vorüber, charakteristische Volkstypen und Landschaftsausschnitte sind im Bild festgehalten und geben einen Begriff, wie es dort in dem Grenzlande unserer Heimat ausschaut. Das Grauen der Zerstörung und des vernichtenden Krieges spricht aus manchem Blatte, aber auch der Frieden bescheidener Einfachheit und die stille Zurückgezogenheit der kurländischen Parks und Schloßanlagen winkt uns entgegen.

Bei der Bedeutung, die die jüdische Bevölkerung im Osten spielt, ist ihr naturgemäß auch in diesen Blättern ein ziemlich großer Raum gewidmet. Hermann Struck ist ja längst als einer der seelenvollsten Künstler der jüdischen Psyche gekannt und geschätzt. Hier ergänzt er nun unsere Erfahrungen, indem er hauptsächlich solche Typen der jüdischen Bevölkerung zur Darstellung bringt, die durch ihre Erwerbstätigkeit im Westen so gut wie unbekannt sind: den jüdischen Packträger, Lohnkutscher, Fuhrmann und Maurer — kurzum den jüdischen Handwerker; auch die Trödlerin fehlt nicht. Auch interessante Stätten, die mit dem Leben und Wirken, aber auch mit dem Dulden und Leiden der Ostjuden in Verbindung stehen, erscheinen im Bild: so die alte Holzsynagoge in Grodno, die wie eine Pagode oben auf dem Hügel thront, und die Marktplätze in Kowno und Lida, auf denen sich die Marktfrauen und Kleinhändler drängen. Die Judengasse in Wilna mit ihrem bunten Gewimmel gemahnt an das Treiben des Südens. Gespensterhaft, wie die es umwebende Sage, ragt aus dem Grabe des Ger Zedek ein wildverzweigter Baum hervor; schauervoll wie die Totenlieder erscheinen die Trümmer des alten Judenfriedhofes zu Wilna.

Herbert Eulenberg begleitet jedes Bild mit einem Text. Wie sehr sich der Dichter in die Kulturwelt des Ostens eingefühlt hat, beweisen diese kurzen Streiflichter, in denen er oft mit wenigen Worten den ganzen Inhalt der bildlichen Darstellung auszuschöpfen weiß. Manchmal ist es ein ironisches Lächeln über die Unfähigkeit und Unkultur dieser Menschen, immer aber ein tiefes Verstehen, das seine Worte prägt.

Erstaunlich aber ist es vor allem, wie weit auch er, der westeuropäische Arier, in die Psyche des Judentums eingedrungen ist. Die Not und Entrechtung dieses hier tief gedemütigten Volkes muß ihm besonders zu Herzen gegangen sein, sodaß er mit der ganzen Glut einer beschwingten Dichterseele diese Ärmsten der Armen angeschaut und aus ihren erloschenen Augen die unbarmherzige Schwere ihres Schicksales herausgelesen hat.

> „Alles, was hier lacht und handelt,
> Ist seit Jakob kaum verwandelt.
> Ew'ges Volk, umhergetrieben,
> Bist du selbst dir treu geblieben!"

Symerl, den jüdischen Maurer, läßt er das ganze Leid der Russenherrschaft erzählen. Seine Frau ist ihm im Kriege gestorben, seine drei Söhne sind bei der russischen Armee; die Greuel der Judenvertreibungen aus Kowno werden in ergreifender Weise geschildert.

Die tiefgründigsten Worte aber, in die das ganze Geschick des Judentums gekleidet werden kann, findet der Dichter in einer Paraphrase, da er Rembrandt, den Maler des Amsterdamer Judenghettos, zum Fürsprecher seiner Gefühle macht. Eulenberg hat hier ein tiefes Bekenntnis ausgesprochen. Erhaben und erschütternd zugleich wirken diese Worte, die ihm unvergessen bleiben sollen. Wir geben sie hier ohne weitere Erklärung, um ihre Wirkung nicht abzuschwächen; sie sollen als die Krone dieses bedeutungsvollen Werkes den Bericht beschließen. D. Karl Schwarz.

„Warum malt Ihr so gern alte Juden, Meister?" fragte man einstmals Rembrandt.

„Weil sich das Leid des Lebens doppelt stark in ihren Augen ausspricht. Weil sie das, was wir alle, die wir atmen, durchmachen und nachdenken müssen, noch bitt'rer schmecken mußten als die anderen Menschen, dadurch, daß ihnen durch ihre

---

*) 60 Steinzeichnungen von Hermann Struck, mit Text von Herbert Eulenberg. Hergestellt in der Druckerei des Oberbefehlshabers Ost. Verlag von Georg Stilke, Berlin 1916.

Geburt das Dasein von vornherein versalzen war. Weil sich in ihren vergrämten Gesichtern das Gefühl, ein Fremdling auf der Erde zu sein, das sich auf dem Antlitz der Besten ausprägt, wunderbar und erschreckend deutlich wiederspiegelt. Weil sich bei ihnen von der kleinen Fläche des menschlichen Angesichts, die man mit zwei Händen zudecken kann, die Tragödie unseres ganzen Geschlechtes ablesen läßt. Weil in den Runzeln ihrer Stirn, in dem Blick ihrer Augen, in den Falten um ihren Mund die schmerzlichste der Enttäuschungen, die wir im Altern von dem Stoppelfeld unserer Träume sammeln müssen, die Enttäuschung über die Menschheit, erhaben ausgedrückt ist, wie in einem Monument, das man der Erbärmlichkeit der Welt gesetzt hat. Und weil sie endlich trotz alle diesem die Hoffnungsseligkeit der Menschen und die Zuversicht auf ein besseres Jenseits selten ergreifender abmalen läßt als von diesen vergrämten Lippen, die den Tag mit heiligen Psalmen beginnen und beschließen, indem sie ein paar dunkle Sprüche aus dem Talmud vor sich hinflüstern, als wären damit die Schlüssel zum Paradiese gefunden."

Welt-Echo

Die Judenfrage in der bayerischen Abgeordnetenkammer. Bei der Beratung militärischer Fragen im Finanzausschuß der Abgeordnetenkammer kam der Abg. Dr. Müller-Hof (lib.) auf den bekannten Judenerlaß zu sprechen, den er aufs schärfste verurteilte. Es sei schmachvoll, wenn in dieser ernsten Zeit irgendwelche, konfessionelle Unterschiede gemacht würden. Keine Bevorzugung dürfe es geben, am allerwenigsten wegen plutokratischer Rücksichten, aber auch keine Zurücksetzungen, sondern gleiches Recht für alle. Es sei empörend, wenn populäre Rasseninstinkte auf Grund demagogisch-oberflächlicher Beobachtungen genährt würden, die in ihrer Verallgemeinerung eine ungeheuere Ungerechtigkeit gegen Tausende von tüchtigen Soldaten enthalten. Von diesem Standpunkt aus sei die ganze Judenstatistik im höchsten Grade deprimierend; man mache sich offenbar keinen Begriff, wie tiefbeleidigend eine solche Maßnahme auf ehrliebende Menschen wirken müsse.

(„M. N. Nachr.")

Die jüdischen Rechte in Polen. Der „Moment" vom 1. Februar bespricht die Wahrung der Rechte der nationalen Minderheiten in Polen:

Nach der Proklamation des selbständigen Königreichs Polen steht auf der Tagesordnung die Frage: wie soll dieser Staat im Innern geordnet sein? Wichtiger noch als für die polnische Nationalität ist diese Frage für die Minderheitsnationalitäten, die in Polen wohnen. Wenn Polen wirklich frei sein soll, darf nicht nur die „herrschende" Nationalität (die polnische) diese Freiheit genießen, denn sonst wird diese Freiheit für die einen zur Unterdrückung für die anderen.

Daß der Staat die Rechte der Minderheit konstitutionell sichern muß, wissen die Polen ausgezeichnet, und da, wo es für sie wichtig ist, motivieren sie es sehr klar und deutlich. Als die Polen im Jahre 1906 von der russischen Regierung Selbstverwaltung forderten, erklärten sie es so:

„Bei der allgemeinen russischen Konstitution wird die einfache Gleichberechtigung uns nicht nur in nationaler Beziehung nicht sichern sondern sie wird eine ernste Gefahr bilden. Denn neben der Regierung kann uns dann auch die russische Gesellschaft drücken und plagen und statt der Last der wirklichen Herrschaft würde uns die Maschine der parlamentarischen Mehrheit erdrücken, statt eines rechtlosen Todes würde man uns einen rechtlichen Tod bereiten nach allen Regeln eines konstitutionellen Mordes, der keine Verteidigung zuläßt und keine Aufregung hervorruft."

Daß diese schönen Worte mit demselben Rechte auch für die Juden gelten, muß jeder ehrlich denkende Mensch zugeben.

Die Sicherung der Rechte der Minderheiten ist nicht nur für uns polnische Juden erforderlich. Es ist auch eine wichtige Frage für andere Minderheiten, für die Litauer, Ruthenen und Deutschen.

Es ist interessant, daß die Lodzer „Deutsche Post" den Artikel des bekannten deutsch-jüdischen Publizisten Dr. Adolf Friedemann „Kulturelle Autonomie in Polen" nachgedruckt hat. Die Statistik beweist, daß nur etwa 76 Prozent unseres Landes der polnischen Nationalität angehören, die übrigen 24 Prozent bestehen aus Juden (15 Proz.), Deutschen (5,3 Proz.), Litauern, Ruthenen und Weißrussen. Außerdem ist darauf hingewiesen, daß unter der städtischen Bevölkerung, die die Hauptrolle im gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben spielt, die Juden einen viel größeren Prozentsatz ausmachen: 30 Prozent, 50 Prozent und in manchen Städten auch 80 Prozent.

Den nationalen Minderheiten Selbstverwaltung zu geben, liegt in der Tradition des ehemaligen unabhängigen Polen, das niemals ein „Nationalstaat" (Staat einer Nation), sondern immer ein „Nationalitätenstaat" (Staat gemischter Nationen) gewesen ist. Wenn es unmöglich ist, zu der früheren Form der nationalen politischen Autonomie zurückzukehren, die den Juden in Polen in der Form von „Gemeinden" und „Vorständen" geschaffen war, so befiehlt doch die elementare Gerechtigkeit, daß jeder Nationalität das Recht auf ihre eigene Sprache und ihre eigene Kultur durch die Schaffung einer kulturellen Autonomie anerkannt wird. Dieser Gedanke ist nicht nur theoretisch richtig, sondern er hat sich auch praktisch ausführbar erwiesen durch die Gesetzgebung in einem Teile der österreichischen Kronländer, in Mähren, in Bosnien und in der Bukowina.

Die Durchführung dieser Idee besteht darin, daß jeder Einwohner des Landes sich zu derjenigen Nationalität einschreiben kann, zu der er gehören will. Jede nationale Kurie hat das Recht auf eigene Sprache und Kultur, sie bestimmt über die Schulangelegenheiten und kulturellen Dinge, jede Nationalität wählt einen Schulrat oder Kulturrat in den einzelnen Teilen und einen zentralen Rat für das ganze Land. Beim Landesministerium für Unterricht hat jede Nationaltät ihren Abteilungschef,

---

Am 7. Februar 1917 fiel im Kampfe für das Vaterland unser lieber Turnbruder

Max Meier.

Der Dahingeschiedene war uns ein lieber Kamerad und erfreute uns noch bis zuletzt mit seinen frohen und zuversichtlichen Nachrichten. Wir werden im allezeit ein treues Andenken bewahren.

Jüdischer Turn- u. Sportverein Nürnberg.
i. A.: Artur Körösi, Vors.

der ihre kulturellen Angelegenheiten leitet. Auf diese Weise werden die kulturellen Angelegenheiten von der allgemeinen Steuerzahlung ausgenommen und jeder Einwohner zahlt eine Abgabe nur für seine eigene Kultur.

Wir müssen noch darauf hinweisen, daß sogar die Polen selbst an der Durchführung eines solchen Problems interessiert sind. Denn in derselben Lage, wie die Juden, Deutschen, Ruthenen und Litauer in Polen sind, befinden sich die Polen in Litauen. Das Programm der Polen in dieser Frage hat folgende Lesart:

„Den Polen ist in den Ländern, wo sie eine der Nationalitäten bilden, z. B. in Litauen, volles bürgerliches und nationales Recht zuzuerkennen ... Eine spezielle Wahrung der Rechte der Polen in diesen Ländern ist nicht nur historisch, sondern vor allem auch durch die Tatsachen begründet, denn sie bilden dort zusammenhängende Massen, die ihr eigenes Kulturleben haben."

Daraus sieht man, daß dort, wo es für die Polen nötig ist, sie es ebenso vestehen, wir wir Juden. Und da sowohl wir Juden, wie die Polen keine physische Gewalt haben und alle unsere Hoffnungen auf den Triumph der Gerechtigkeit stützen, kann man hoffen, daß von dieser Gerechtigkeit alle Nutzen haben werden.

Die Wahlen für den Lodzer Stadtrat sind wie folgt ausgefallen: Es sind insgesamt 60 Ratsmänner gewählt und zwar: 10 Deutsche, 19 Polen und 31 Juden. Unter den letzteren befinden sich 2 Assimilanten, 4 Neoassimilanten und 3 Sozialisten, die übrigen sind Nationalisten verschiedener Richtungen. Der national-jüdische Gedanke hat demnach im Lodzer Stadtrat einen entscheidenden Sieg über die Assimilation davongetragen, was für die Wahlen in den polnischen Provinzstädten und für die weitere nationale Entwicklung der jüdischen Bevölkerung von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein wird. Innerhalb der national-jüdischen Fraktion herrscht noch allerdings einige Uneinigkeit, die mit der Zeit wohl überwunden sein wird.

Vorschlag. Dem „Israelit. Wochenblatt für die Schweiz" zufolge hat Herr Felix Pinkus der für den 18. Februar einberufenen Konferenz des schweizerisch-zionistischen Verbandes eine Resolution vorgelegt mit der Forderung, die Leitung der zionistischen Organisation während des Krieges nach den Vereinigten Staaten von Amerika zu verlegen. Begründet wird diese Resolution u. a. mit der Notwendigkeit, die zionistische Leitung in ein neutrales Land (was Amerika nicht mehr ist) mit einem großen jüdischen Zentrum zu verlegen, wo eine bedeutende jüdische öffentliche Meinung mit völliger Rede- und Preßfreiheit besteht.

Feuilleton

Schalom Asch in München.

Von Andrej Bjelyj.

Deutsch von Alexander Eliasberg.

Der alte glattrasierte Pianist mit einem Gesicht, das halb an einen Bierbrauer und halb an einen verfetteten Beethoven erinnerte, stürzte ein Glas Rheinwein herunter und drängte sich durch das Publikum zum Klavier, um zuerst irgend einen Cake-Walk, dann Grieg oder Wagner und zum Schluß einen feurigen Czardas zu spielen. Die Tische waren von gedämpftem rotem Licht übergossen. Die gemütliche Münchner Kneipe war überfüllt, wie jeden Abend. Hier versammelten sich Schauspieler, Künstler, Kritiker und Dichter; die gutmütigen Bayern hielten sich höflich im Hintergrunde, um den Ausländern Platz zu machen: ein jeder vergnügte sich hier nach seinem Geschmack, doch in der ganzen fröhlichen Stimmung war nichts, was die Harmonie hätte stören können. Alle gaben sich einfach, ungekünstelt, und zugleich so korrekt, daß nichts Gemeines aufkommen konnte. Die ältliche, doch noch immer hübsche Besitzerin ging als gastfreundliche Dame des Hauses von Tisch zu Tisch, reichte dem einen die Hand, nickte dem andern zu und blickte zugleich mißbilligend in eine Ecke, wo allzu laut gelacht wurde. Sie war ein guter Kamerad in diesem Bohême-Kreise, konnte aber auch bei Gelegenheit energisch werden und einen Gast, der zu tief ins Glas geblickt hatte, hinauswerfen. Die Jugend hatte großen Respekt vor Kathi Kobus, besuchte aber sehr gerne ihre Kneipe; Künstler schenkten ihr Rosen und verehrten ihr manchmal Skizzen, besonders wenn sie kein Geld hatten, um die Zeche zu bezahlen. Viele verpraßten hier ihr ganzes bescheidenes Einkommen; Kathi pflegte in solchen Fällen dem Unglücklichen eine scharfe Moralpredigt zu halten und ihn dann ganz umsonst zu beköstigen. Doch wehe dem versumpften Genie, wenn seine Kunst Kathis Gefallen erregte: „Sie haben kein Geld? Das macht nichts! Sie sind doch Dichter? Also wollen sie dem Publikum etwas zum besten geben. Oder sind Sie Musiker? Das ist noch besser: Sie werden Ihren Wein bekommen, müssen aber jeden Abend den Pianisten begleiten. Sind Sie Kunstmaler, so müssen Sie eine Skizze hergeben." Darum waren die Wände des „Simplicissimus" (so heißt die gemütliche Kneipe) von oben bis unten mit Skizzen behangen; darum erschienen neben dem Hauspianisten die mannigfaltigsten Gestalten auf dem Podium: Mandolinisten, Violinvirtuosen, Klavierspieler, Dichter und sogar dilettierende Bauchredner. Manchmal erdröhnte ein Czardas, und das Publikum bekam ein improvisiertes Ballett zu sehen: zwei Ungarn kreisten wie der Sturmwind zwischen den Gästen und schmissen alles um: Weingläser, Tische und selbst die Kellnerinnen.

Darum geriet ich an den unfreundlichen Oktoberabenden, wenn München in Nebel gehüllt ist, wenn die lichtüberfluteten Straßen schon um neun Uhr abends menschenleer sind und nur vereinzelte Hunde mit eingezogenen Schwänzen herumlaufen und hie und da ein einsamer Schutzmann auftaucht, — Abend für Abend ganz automatisch ins „Simplicissimus", wo mich die gastfreundliche Wirtin und die mir völlig unbekannten Künstler wie einen alten Freund empfingen. Es war so angenehm, vor einem Glase goldenen Weines, im

Lichte roter Lampen, von allen möglichen Sprachen und Dialekten umrauscht, zu sitzen; und wenn der dicke Pianist mich sah, trank er mir aus seinem Bierglase zu und hämmerte los: und altbekannte Töne von Zigeunerliedern versetzten mich plötzlich ins ferne Rußland. So sitze ich da, schweige, rauche, nicke freundlich unbekannten und doch bekannten Leuten zu, erhebe mein Glas Mosel und verehre Rosen der freundlichen Kathi oder der hübschen Kellnerin; ich bin allein und doch nicht allein. Leichte Gedanken kommen mir in den Sinn und es ist so leicht, vor der schweren Gegenwart in sich selbst zu flüchten.

So saß ich an einem Abend da, der Pianist spielte einen Walzer nach dem andern, und ein verabschiedeter Leutnant trieb mit den Gästen solche Possen, daß sie nicht recht wußten, ob sie böse werden oder lachen sollten. Das Lokal begann sich zu leeren. Der Pianist packte seine Noten zusammen und Kathi Kobus sah besorgt zur Tür hinaus, ob nicht irgendwo ein Schutzmann in der Nähe sei; denn die Polizeistunde war längst überschritten, und sie riskierte eine Geldstrafe.

Vor mir saß eine lustige Gesellschaft von Polen. Ihre intelligenten Gesichter und ihr lebhaftes Gespräch hatten schon früher meine Aufmerksamkeit erregt. Ein schwarzhaariger junger Mann mit glatt rasiertem Schauspielergesicht drohte bald mit dem Finger einem rothaarigen, sehr korrekten Polen, der etwas erzählte, und blickte bald lustig nach rechts und links oder nickte den Gästen und den Kellnerinnen. Wir beide waren leicht berauscht und lächelten einander zu. Ich fühlte mich plötzlich zu diesen Polen hingezogen: ich erhob mein Glas und brachte einen Trinkspruch auf Polen aus. Alle sprangen sofort auf und umringten mich; der schwarze junge Mann umarmte mich und sagte mir etwas sehr freundliches was ich kaum verstehen konnte: in seiner echten, jugendlichen Fröhlichkeit war ein Gemisch von polterndem Humor und großer Natürlichkeit. „Sie haben wohl etwas mit der Literatur zu tun, man sieht es Ihnen gleich an!" schrie er, seinen Zeigefinger unmittelbar vor meiner Nase schwingend. „Auch ich bin Schriftsteller: ich schreibe Dramen; ich bin Schalom Asch, der jüdische Dichter". Er warf sich stolz in die Brust, doch er machte das so naiv und nett, daß es mir gar nicht einfiel, ihm Größenwahn vorzuwerfen; umsomehr als er beinahe noch ein Knabe war. So lernten wir uns zufällig in der Kneipe kennen. Und wir setzten später die Bekanntschaft fort und trafen uns in Kneipen, Cafés, bei einander auf der Straße und bei Przybszewski. Dann verschwand er ebenso plötzlich aus meinem Gesichtskreise, wie er aufgetaucht war. Damals wußte ich noch so gut wie nichts von diesem begabten jüdischen Dichter und hatte sogar noch keine Zeile von ihm gelesen.

Am nächsten Tage nach dem beschriebenen Abend hatte ich etwas in einer Bank zu tun. Wie ich mich dem Bankgebäude nähere, höre ich eine freudige Stimme: „Das ist ja der russische Schriftsteller!" Ich wende mich um und erblicke meinen Bekannten von gestern in Gesellschaft irgend eines Polen. Er will mich einholen und blickt mich freundlich mit seinem sonderbaren Gesicht an, das etwas von einem Kinde und zugleich von einem Seher hat; mit dem Gesicht eines gutmütigen, komisch-stolzen und dabei etwas erschrockenen Vogels. Der Pole verabschiedet sich. Wir bleiben vor dem Bankportal stehen; wir sind etwas verlegen und wissen nicht, was wir einander sagen sollen. Ich sehe ihm an, daß er große Lust hat, sich mir anzufreunden, wie es die neunjährigen Jungen machen, die ihre Bekanntschaft direkt mit den Worten beginnen: Wollen wir Indianer spielen?! — „Wo gehen Sie hin?" — „In die Bank." — „Schön, gehen wir hinein, ich will auf Sie warten." Und er saß mit wichtiger Miene da und wartetete, bis ich mein Geld bekommen hatte. — „Jetzt wollen wir etwas bummeln!" Und wir zogen Arm in Arm durch die lustigen Münchener Straßen. Mein Begleiter musterte alle jungen Damen, blieb vor jedem Schaufenster stehen, stürmte bald wie wahnsinnig vorwärts und blieb bald wie angewurzelt stehen. So bewegten wir uns ziemlich ungeschickt und planlos durch die Straßen. Er schwatzte in einem fort, und das war bei ihm so natürlich und nett. Bald blickte er mich mißtrauisch von der Seite an als ob er mich in Verdacht hätte, daß ich ihn für einen leichtsinnigen dummen Jungen halte. Er sah mich mit drolligem Ernst an, tippte mich mit dem Finger in die Brust und sagte: „Ich bin tatsächlich Asch, und meine Stücke werden da und da gespielt." Als ob ich glaubte, daß er mich betrüge. Und er zählte alle möglichen Länder und Städte auf, wo seine Dramen gegeben wurden. Und alles, was er tat und was er sagte, war so natürlich und lustig, daß es mir ganz heiter zu Mute wurde. Wir plauderten über alle möglichen Dinge, und seine kindlichen Späße amüsierten mich. Zuweilen machte er sich über sich selbst lustig: „Armer Asch, dummer Asch, was wird sich der russische Dichter von ihm denken?!" Doch wenn wir irgendeinem wie eine Puppe ausgeputzten kleinen Mädchen begegneten, oder uns ein Hund in den Weg kam, vergaß er gleich wieder seinen Vorsatz ernst zu sein, und begann mit den Fingern zu schnalzen.

Asch ist der erste und wohl auch der einzige unter allen mir bekannten Schriftstellern, mit dem man nicht unbedingt gescheite literarische Gespräche zu führen braucht; nach solchen Gesprächen habe ich immer einen sauren Nachgeschmack im Munde, und die Sonne scheint mir plötzlich etwas trüber und freudloser. Wir trieben uns am ersten Tage unserer Bekanntschaft wie sorglose Kinder in den Münchner Straßen herum, beguckten alle Anlagen, standen schweigend vor den Springbrunnen, machten ganz zwecklose Kreise und kehrten immer wieder ein jeder zu seinem Kreise zurück. „Ich will Ihnen die Übersetzung meines ‚Gottes der Rache' geben," sagte er mir beim Abschied mit veränderter, nicht mehr kindlicher Stimme: „Sie müssen das Drama lesen und mir ganz aufrichtig sagen, was Sie davon halten." Am Abend trafen wir uns wieder in der Kneipe. Asch saß mit einer Rose im Knopfloch im Kreise seiner Bewunderer. Jetzt war er wichtig und ernst, oder gab sich vielmehr Mühe, wichtig und ernst zu scheinen. Das wollte ihm aber nicht recht gelingen: bald machte er einen solchen Lärm, daß die strenge Kathi Kobus ihm mit dem Finger drohen mußte, und bald zerpflückte er mit verzweifelter Gebärde seine Rose, warf die Blätter in den Wein, ließ den Kopf hän-

gen und schimpfte: Und dann stand er auf, nahm irgend jemand mit und begann von Restaurant zu Restaurant, von Kneipe zu Kneipe zu wandern. Und überall war es ihm langweilig und ekelhaft. Dabei warf er die Lippen auf und schmollte, wie ein beleidigter Schuljunge, dem man zur Strafe die süße Speise entzogen hat. Hier gefiel ihm der Wein nicht, und dort das Lokal. Schließlich reichte er mir traurig die Hand zum Abschied und ging nach Hause, etwas vor sich hin brummend und seinen Spazierstock schwingend.

Bald nachdem wir uns kennen gelernt hatten, kam Asch eines Tages zu mir und begann in meinen Büchern und Manuskripten herumzuwühlen. „Was haben Sie hier? Verse? Lesen Sie sie vor!" Und ich mußte ihm vorlesen, und er wiegte rhythmisch den Kopf und schlug mit dem Zeigefinger den Takt. Und wenn der Rhythmus eines Gedichts schneller wurde, so begann er buchstäblich zu tänzeln. Ich war ganz erstaunt, wie schnell und leicht er eine fremde Stimmung zu erfassen verstand: er sprang jeden Augenblick auf, unterbrach mich, entwickelte ein von mir gebrauchtes Bild, lobte und tadelte. Er konnte nur mangelhaft Russisch und phantasierte drauf los, so daß ich oft nicht verstehen konnte. Bald starrte er unverwandt auf einen Punkt, unterbrach mich, rieb sich die Stirne und rief: „Und bei mir kommt folgende Beschreibung vor!" Er ließ ganz außer Acht, daß ich kein Wort von seiner jidischen Sprache verstand, und rezitierte ganze Seiten aus seinen eigenen Werken. „Ach, Sie verstehen es ja gar nicht! Ich hatte ganz vergessen! Das hat folgenden Sinn"... Und nun begann er mir die Stelle weitläufig zu erklären.

Ich weiß noch, daß es mir sehr weh tat, Asch zu betrüben, aber ich mußte ihm sagen, daß die Übersetzung des „Gottes der Rache" in vielen Beziehungen mangelhaft sei. „Ach wie schade!.." sagte er. Er sah mich bestürzt an, schüttelte den Kopf und warf die Lippen auf. „Wissen Sie, die Szene mit Riwkele im zweiten Akt klingt bei mir wirklich sehr musikalisch!" Einmal las er mir diese Szene bei sich zu Hause vor. Er empfing mich in seinem Hausanzug, eigentlich fast ohne jeden Anzug. „Entschuldigen Sie: ich habe die ganze Nacht und den ganzen Tag geschrieben. Heute abends werde ich aber bummeln: ich bin zu einem Ball eingeladen. Können Sie tanzen?"

Er schloß die Fensterläden, so daß es im Zimmer ganz finster wurde, zündete ein Licht an und las mir jene Szene. Und sie klang wirklich wie Musik. Ich spürte Blumenduft, hörte das Rauschen eines Frühlingsgewitters und das melodische Geläute kleiner Glocken. Er war selbst ganz hingerissen: sein bartloses, blasses Gesicht erschien im bebenden Scheine der Kerze flammend rot, und seine blendenweißen Zähne stachen seltsam von den blutroten Lippen ab. Seine Augen waren wie bei einem Irren auf einen Punkt gerichtet. Er hatte alles um sich vergessen: er packte mich bei der Hand, rückte ganz nahe zu mir heran, flüsterte, klagte, und seine Stimme wuchs und stieg immer höher hinauf, und schließlich schrie er laut und schrill in einer mir unverständlichen Sprache, während sein schwarzer Schatten an der Türe einen grotesken Tanz aufführte. Es wurde mir immer schwerer, ihm an Hand der russischen Übersetzung zu folgen. In seiner Vorlesung war etwas Wildes und Tierisches. Plötzlich wurde an der Türe geklopft. Asch winkte ärgerlich mit der Hand und machte auf. Es war ein jüdisches Fräulein, welches Asch zu einem Wohltätigkeitsball

abholen wollte. Nun wurde er sofort wieder ein Kind. „Warten Sie: gleich putze ich mich fein heraus und mache mich schön!“ Und dann verschwand er hinter einem Vorhang.

„Bin ich nicht schön?“ fragte er, mit stolz erhobener Nase, als er, mit einem Gehrock angetan, wieder erschien. Doch die Krawatte wollte nicht ordentlich sitzen. „Warten Sie, ich will sie Ihnen binden!“ sagte das Fräulein. Das war aber gar nicht so leicht, denn Asch hielt nicht still, sondern tanzte durchs Zimmer. Er hatte offenbar große Lust zu tanzen, und ich beeilte mich aufzubrechen, damit er schneller auf seinen Ball gehen konnte. „Asch ist dumm, Asch ist dumm!“ sagte er mir zum Abschied, den Kopf zur Türe hinaussteckend.

In Przybyszewski's Kreise benahm sich Asch viel gesetzter und solider; in Gesellschaft der Künstler, Dichter und Kritiker hielt er sich mit großer Würde und sogar mit gewissem Hochmut den Polen gegenüber. Und nur wenn er mit Przybyszewski selbst sprach, strahlte sein Gesicht wieder im kindlichen Lächeln. Anscheinend waren beide Dichter in inniger Freundschaft verbunden. Asch zeigte gar keine Lust, sich den jungen Polen ebenso anzuschließen, wie er sich mir angeschlossen hatte. Die jungen Polen, die meistens viel zu ernst und zu gesetzt für ihr Alter sind, sahen gar nicht, wieviel Grazie und natürliche, ungekünstelte Jugend in diesem begabten jüdischen Dichter steckte.

Wir hatten uns in der Kneipe kennen gelernt. In der gleichen Weise nahmen wir auch Abschied von einander. „Ich gehe nach Berlin, um dort mein neues Stück vorzulesen,“ sagte er mir einmal. „Kommen Sie doch mit!“ fügte er ganz unerwartet hinzu. „Warum soll ich nach Berlin gehen?“ fragte ich ihn. — „Ich werde mich sonst langweilen; wir werden uns, übrigens, bald wiedersehen.“ Wir sahen uns aber nicht wieder. Asch war aus München spurlos verschwunden.

Gemeinden- u. Vereins-Echo

(Unsere Leser sind zur Einsendung von Mitteilungen aus Gemeinden und Vereinen und von Personalnachrichten, die in diesen Spalten gerne Aufnahme finden, höflichst eingeladen.)

Personalien.

Gefallen ist am 7. Februar Herr Max Meier vom Jüdischen Turn- und Sport-Verein Nürnberg.

München. Die orthodoxe Religionsgesellschaft „Ohel Jakob“ bemerkt in ihrem Rechenschaftsbericht für 1916, daß sich die Vereinigung auch im abgelaufenen Jahre in zufriedenstellender Weise entwickelt hat. In der Person des Herrn M. Amtmann wurde im Sommersemester eine weitere Lehrkraft gewonnen und sind derzeit drei Herren in der der Vereinigung angegliederten Religionsschule tätig. Die finanziellen Verhältnisse werden als befriedigend bezeichnet. Der Bericht erwähnt, daß demnächst 25 Jahre seit der Einweihung der Synagoge verflossen sind; in Anbetracht der Zeitverhältnisse soll dieses Erinnerungstages in aller Stille gedacht werden.

Jüdischer Turn- und Sport-Verein Nürnberg. Die Generalversammlung des Jüdischen Turn- u. Sportvereins Nürnberg fand am 31. Januar d. J. statt. Die Mitglieder der alleinbestehenden Damenabteilung waren fast vollzählig, wie auch die außerordentlichen Mitglieder zum großen Teil anwesend. Vorsitzender A. Körösi gedenkt der ge-